

nicht in einem einzelnen Endpunkt münden. Angesichts ihrer äußerst unterschiedlichen Erfahrungen werden Demokratien in verschiedenen Teilen der Welt auch weiterhin unterschiedliche Wege einschlagen. Dass die amerikanische Demokratie Trump überleben kann, heißt noch nicht, dass die türkische Demokratie Erdoğan übersteht. In Afrika könnte die Demokratie eine Blüte erfahren, während sie in Teilen Europas zu scheitern beginnt. Was mit der Demokratie im Westen passiert, muss nicht zwangsläufig ihr Schicksal an anderen Orten bestimmen. Allerdings ist die westliche Demokratie nach wie vor das Vorzeigemodell des demokratischen Fortschritts. Ihr Scheitern hätte enorme Auswirkungen auf die Zukunft der Politik.

Was auch immer geschieht, es wird ein langwieriger Niedergang sein – es sei denn, das Ende der Welt käme ihm zuvor. Im Zentrum der Geschichte, die ich hier erzähle, steht die derzeitige Erfahrung der amerikanischen Demokratie, die allerdings vor dem Hintergrund der Erfahrungen an anderen Orten und zu anderen Zeiten zu sehen ist. Wenn ich schreibe, wir sollten uns von unserer Fixierung auf die dreißiger Jahre lösen, will ich damit keineswegs behaupten, Geschichte sei unwichtig. Im Gegenteil: Unsere Besessenheit von einigen wenigen traumatischen Momenten unserer Vergangenheit kann uns blind machen für die vielen Lehren, die sich aus anderen Epochen ziehen lassen. Denn aus den 1890er Jahren lässt sich ebenso viel lernen wie aus den 1930ern. Ich gehe sogar noch weiter zurück: bis zu den 1650er Jahren und zur Demokratie der Antike. Wir brauchen die Geschichte, um uns von unserer gegenwärtigen ungesunden Fixierung auf unsere eigene unmittelbare Hintergrundgeschichte zu lösen. Das ist eine Therapie für das mittlere Alter.

Die Zukunft wird sich von der Vergangenheit unterscheiden. Die Vergangenheit ist länger, als wir denken. Die Vereinigten Staaten sind nicht die ganze Welt. Dennoch fange ich mit der unmittelbaren amerikanischen Vergangenheit an, mit der Amtseinführung von Präsident Trump. Das war zwar nicht der Augenblick, in dem die Demokratie endete, aber es war ein geeigneter Moment, um sich Gedanken zu machen, was das Ende der Demokratie bedeuten könnte.

## Einleitung

# 20. JANUAR 2017

Ich schaute mir die Amtseinführung Donald Trumps als Präsident der Vereinigten Staaten in einem Hörsaal in Cambridge, England, an, wo sie auf einer Leinwand übertragen wurde. Der Raum war voller internationaler Studierender, die sich gegen die Kälte gut eingemummelt hatten. Hörsäle in Cambridge sind nicht immer gut beheizt, daher saßen dort ebenso viele Menschen in Mantel und Schal wie auf der Tribüne in Washington, D. C. Aber die Atmosphäre unter den Studierenden war keineswegs frostig. Viele lachten und machten Witze. Die Stimmung war recht feierlich wie bei einer öffentlichen Trauerfeier.

Als Trump zu reden begann, verstummte das Lachen bald. Auf der großen Leinwand wirkte er vor dem Hintergrund aus Säulen und drapierten amerikanischen Flaggen bedrohlich und seltsam. Wir waren besorgt. Trumps bellender Ton und seine krude effektiven Gesten – die stechend durch die Luft fahrenden Stummelfinger, die geballte Faust auf dem Höhepunkt seiner Rede – ließen in vielen von uns denselben Gedanken aufkommen: So sieht die Karikatur des Faschismus aus. Die Ähnlichkeit mit einer Szene aus einem Batman-Film – Joker hält eine Rede an die eingeschüchterten Bürger von Gotham City – war so ausgeprägt, dass es schon klischeehaft wirkte. Dadurch war die Analogie aber keineswegs falsch. In Klischees stirbt die Wahrheit.

Trumps Rede war schockierend. Er verwendete apokalyptische Formulierungen, in denen die wilden, wütenden Ränder der demokratischen Politik widerhallten, an denen Demokratie in ihr Gegenteil umschlagen kann. Er beklagte die »verrosteten Fabriken, die wie Grabsteine auf der Landschaft unserer Nation verstreut sind [...] das

Verbrechen, die Banden und Drogen«. Mit der Forderung nach einer Wiedergeburt des Nationalstolzes erinnerte er sein Publikum: »Wir alle bluten dasselbe rote Blut der Patrioten.« Es klang wie eine kaum verhüllte Drohung. Vor allem zog er die Grundidee der repräsentativen Demokratie in Zweifel, dass Bürger gewählten Politikern die Verantwortung übertragen, in ihrem Namen Entscheidungen zu fällen. Trump warf Berufspolitikern vor, sie hätten das amerikanische Volk betrogen und sein Vertrauen missbraucht: »Zu lange hat eine kleine Gruppe in der Hauptstadt unserer Nation Nutzen aus dem Staat gezogen, während das Volk die Kosten getragen hat. Washington florierete – aber das Volk hatte an diesem Reichtum keinen Anteil. Politiker wurden reich – aber die Arbeitsplätze verschwanden und die Fabriken schlossen.«<sup>1</sup>

Er behauptete, seine Wahl markiere den Moment, in dem die Macht nicht nur von einem Präsidenten auf den nächsten, von einer Partei auf die andere übergehe, sondern von Washington, D. C., wieder an das Volk zurückfalle. Wollte er den Volkszorn gegen alle Berufspolitiker richten, die sich ihm in den Weg stellten? Wer würde ihn aufhalten können? Als er seine Rede beendet hatte, herrschte in unserem Hörsaal in Cambridge betroffenes Schweigen. Wir waren nicht die Einzigen, die bestürzt waren. Als er die Bühne verließ, hörte man einen seiner Amtsvorgänger, George W. Bush, murmeln: »Das war kranker Mist.«

Da wir in einer Zeit leben, in der man alles, was man konsumiert hat, sofort wieder konsumieren kann, beschlossen wir, uns die Rede noch einmal anzusehen. Beim zweiten Mal war es anders. Ich fand sie weniger schockierend, da ich nun wusste, was kommen würde. Jetzt hatte ich den Eindruck, überreagiert zu haben. Allein die Tatsache, dass Trump all diese Dinge sagte, machte sie noch nicht wahr. Sein furchterregendes Gerede stand in Gegensatz zu der grundlegend zivilisierten Szene. Würde es einem Land, das so gespalten wäre, wie er es schilderte, nicht schwergefallen sein, seine Einführungsrede höflich anzuhören. Außerdem stimmte es nicht mit dem überein, was ich über die Vereinigten Staaten wusste. Sie sind keine zerrüttete Gesellschaft, nach allen historischen Maßstäben sicher nicht.

Abgesehen von einigen kürzlichen Ausschlägen nach oben, nimmt die Gewalt insgesamt ab. Der Wohlstand wächst, auch wenn er nach wie vor sehr ungleich verteilt ist. Wenn die Leute das, was Trump sagte, wirklich glaubten, hätten sie ihn dann gewählt? Das wäre äußerst mutig gewesen angesichts der Risiken eines völligen gesellschaftlichen Zusammenbruchs. Vielleicht hatten sie ihn ja gerade gewählt, weil sie ihm eigentlich nicht glaubten?

Ich brauchte etwa eine Viertelstunde, um mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass diese Rhetorik die neue Normalität war. Trumps Redenschreiber, Steve Bannon und Stephen Miller, hatten ihm keine Worte in den Mund gelegt, die offen antidemokratisch waren. Es war eine populistische Rede, aber Populismus steht nicht in Widerspruch zur Demokratie. Vielmehr versucht er, sie wieder von den Eliten einzufordern, die sie verraten haben. Nichts in Trumps Rede bestritt die Prämisse der repräsentativen Demokratie, dass das Volk nach einer Amtszeit entscheiden kann, ob es genug von den Politikern hat, die Entscheidungen für es getroffen haben. Trump brachte zum Ausdruck, was seine Wähler eindeutig glaubten: Es reicht.

Als ich mir die Rede noch einmal ansah, merkte ich, dass ich weniger auf Trump, als vielmehr auf die Menschen neben ihm achtete. Melania Trump wirkte beunruhigt, mit ihrem Mann auf der Bühne zu sitzen. Präsident Obama sah lediglich unbehaglich aus. Hillary Clinton, die an der Seite saß, wirkte benommen. Die Generalstabschefs saßen mit versteinerten, stoischer Miene da. In Wahrheit hätte Trump nach seinem Amtseid kaum etwas sagen können, was eine unmittelbare Bedrohung für die amerikanische Demokratie dargestellt hätte. Es waren nur Worte. In der Politik zählt, wenn aus Worten Taten werden. Die Einzigen, die am 20. Januar 2017 die Macht hatten, die amerikanische Demokratie zu beenden, waren diejenigen, die hinter ihm saßen. Und sie taten nichts.

Wie hätte es anders verlaufen können? Die Minimaldefinition der Demokratie besagt lediglich, dass die Verlierer einer Wahl ihre Niederlage akzeptieren. Sie übergeben die Macht, ohne zu Gewalt zu greifen. Mit anderen Worten, sie lächeln und nehmen es hin. Wenn das einmal passiert, entsteht eine Demokratie. Passiert es zweimal, etabliert sich

eine Demokratie. In den Vereinigten Staaten ist es siebenundfünfzigmal passiert, dass die Verlierer einer Präsidentschaftswahl das Ergebnis akzeptiert haben, auch wenn es gelegentlich auf der Kippe stand (vor allem in der heftig umstrittenen Wahl von 1876 und 2000, als der Verlierer des Wählerstimmens ebenso wie Trump die Präsidentschaftswahl gewann). Einundzwanzigmal haben die Vereinigten Staaten eine friedliche Machtübergabe von einer Partei an die andere erlebt, nur einmal, 1861, hat die amerikanische Demokratie diesen Test nicht bestanden – als eine Gruppe von Südstaaten die Vorstellung nicht ertragen konnte, Abraham Lincoln als ihren legitimen Präsidenten zu akzeptieren, und vier Jahre lang dagegen kämpfte.

Anders ausgedrückt: Demokratie ist Bürgerkrieg ohne Kampf.<sup>2</sup> Zum Scheitern kommt es, wenn aus Stellvertreterkämpfen reale Kämpfe werden. Die größte Einzelgefahr für die amerikanische Demokratie hätte nach Trumps Wahlsieg darin bestanden, dass entweder Präsident Obama oder Hillary Clinton das Ergebnis nicht akzeptiert hätten. Clinton errang mit großem Abstand die meisten Wählerstimmen – 2,9 Millionen Stimmen mehr und damit mehr als jeder andere besiegte Kandidat –, aber dank der archaischen Regeln des Wahlkollegiums war sie letztlich doch die Verliererin. Am Wahlabend fiel es Clinton schwer, ihre Niederlage zu akzeptieren, wie es besiegten Kandidaten oft ergeht. Obama rief sie an und drängte darauf, sie solle das Ergebnis so schnell wie möglich anerkennen. Die Zukunft der amerikanischen Demokratie hänge davon ab.

In dieser Hinsicht war die Rede, die Obama am 9. November, dem Tag nach der Wahl, auf dem Rasen vor dem Weißen Haus hielt, bedeutender als Trumps Rede zu seiner Amtseinführung. Er hatte viele seiner Mitarbeiter in Tränen und entsetzt über die Vorstellung vorgefunden, dass acht Jahre harter Arbeit nun von einem Mann zunichtegemacht würden, der für das Amt, in das man ihn gewählt hatte, völlig unqualifiziert schien. Seit der Bekanntgabe der Wahlergebnisse waren nur wenige Stunden vergangen und aufgebrachte Demokraten stellten bereits die Legitimität der Präsidentschaft Trumps infrage. Obama nahm die gegenteilige Haltung ein: